

Ulrich Baron

## Wenn das man gut geht!

### Tagebücher aus dem bürgerlichen Zeitalter

Ulrich Baron

(\* 1959) ist Literaturwissenschaftler und arbeitet als Kritiker und freier Publizist in Hamburg.

ulrich.baron@t-online.de



Der Hamburger Ferdinand Beneke (1774-1848), der Lübecker Erich Mühsam (1878-1934) und der Rostocker Walter Kempowski (1929-2007) haben wichtige Quellen zur Zeitgeschichte hinterlassen. Franz Ferdinand von Österreich-Este (1863-1914) hat in seinem Reisetagebuch von 1892/93 auch das Selbstporträt eines Mannes gezeichnet, der wegen der Langlebigkeit seines Onkels die Welt nur aus einer touristischen Feldherrenperspektive betrachten konnte.

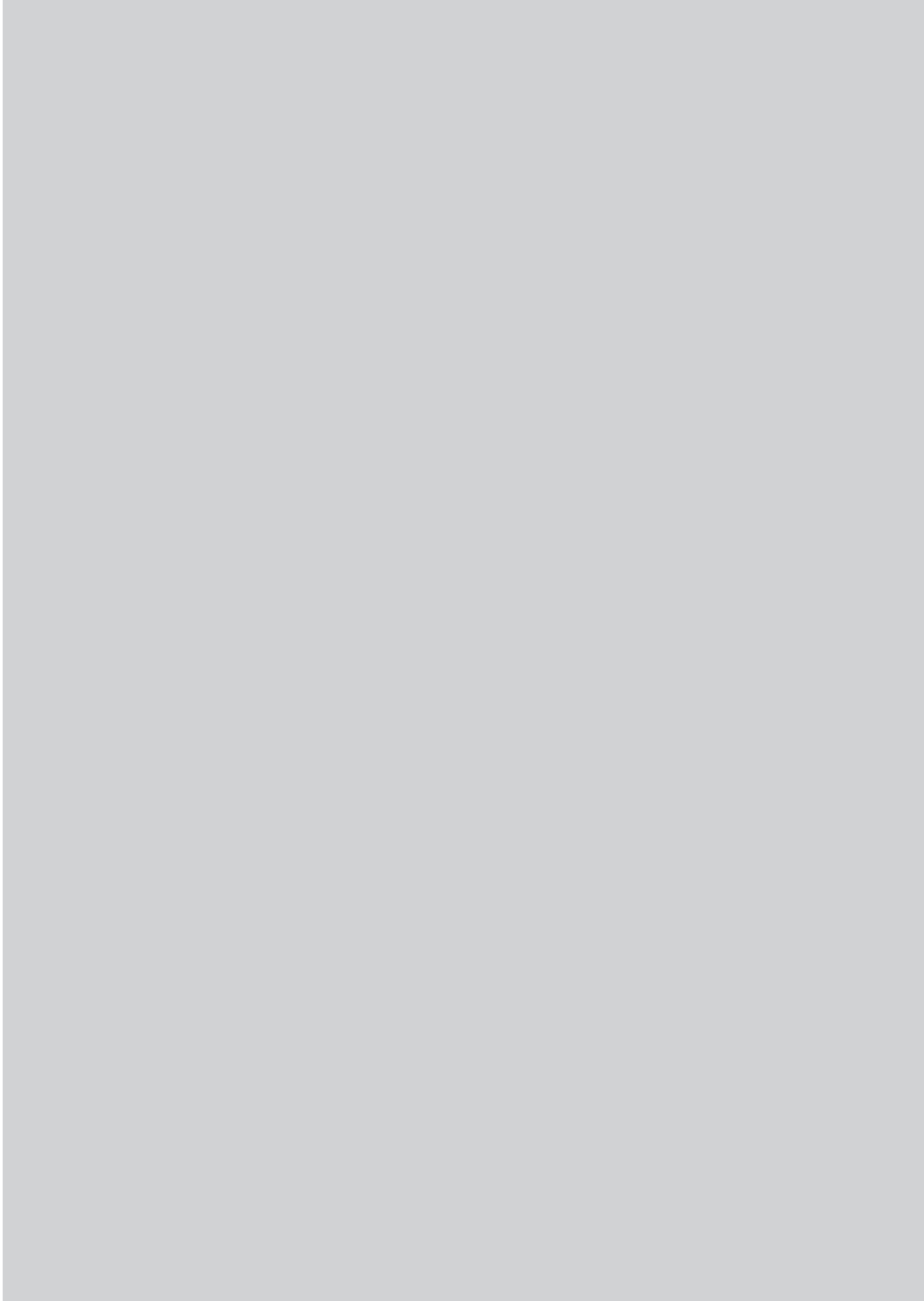
Unter der Überschrift »FRANZ IS HERE« erfuhren die Leser des *Spokane Daily Chronicle* am 19. September 1893, dass ein »großer, gut aussehender junger Mann« mit besten Berufsaussichten die Stadt besucht habe; er werde wahrscheinlich nächster Monarch von Österreich-Ungarn. Welchen Verdross die »böswilligen Unwahrheiten«, die dann folgten, dem Besucher gemacht haben, erfuhren die Spokaneer nicht. Offenbar war der Berichterstatter so genau mit Franz Ferdinands Jugendsünden vertraut, dass der empörte Besucher im Tagebuch beteuern musste, er habe damit »aber keinesfalls den beabsichtigten Zweck, mich zu ärgern erreicht, umso mehr als sich verschiedene Stellen von unbeabsichtigt komischer Wirkung eingeschlichen hatten«.

Zur Rettung der Journalistenehre muss gesagt werden, dass unfreiwillige Komik sich nicht nur in Spokane einschlich. Sie

war die anhänglichste Reisebegleiterin Franz Ferdinands, der beim Schmücken des Weihnachtsbaums auf dem »Rothen Meere« feststellen musste, dass die Lichter und Gegenstände, die ihm seine Mutter dafür mitgegeben hatte, in der tropischen Hitze »ganz weich« geworden waren. Zuvor war ihm aufgefallen, dass ihn der Lotse Achmed Ali zwar ehrfurchtsvoll »Padschah« nannte, bei seinen Verneigungen aber jenen »Ausdruck gutmütiger Verschmitztheit« zeigte, »den man häufig bei Söhnen der Wüste beobachten kann«, wenn sie es auf Bakschisch abgesehen hätten.

Dass hier ein künftiger Monarch die Grand Tour junger Adliger rund um die Welt verlängert hat, zeigt sich hingegen nicht nur bei Empfängen im japanischen Kaiserhaus, sondern auch, wenn etwa die »Kanal-Compagnie« die »Freundlichkeit« hat, im Suez-Kanal alle entgegenkommenden Schiffe telegrafisch stoppen zu lassen, um »unsere Durchfahrt dadurch thunlichst zu beschleunigen«. Im Grunde aber ringt Franz Ferdinand in seinem Tagebuch vergeblich um eine privilegierte Weltsicht, bei der ihm bürgerliche Touristen und Journalisten längst voraus sind. Die Ironie der Geschichte ist diesen Aufzeichnungen gleichsam eingeschrieben, doch wenn Franz Ferdinand über die Europäisierung Tokios schreibt, es könne nicht schlimmer sein, »wenn ein original japanisches Stadtviertel etwa in der Mitte von Linz entstünde«, zeigt er sich als ein Mann, dem kein Exotismus den Blick auf die Zeichen der Zeit zu verstellen mochte.

Mit welchen Erwartungen und Ambitionen auch immer man ein Tagebuch beginnt, muss man damit rechnen, dass die Wirklichkeit Kommentare dazu liefern wird. Insofern ist Walter Kempowskis *Wenn*



*das man gut geht!* der denkbar beste Titel für ein Tagebuch. Für ihn selbst ist es doch recht gut gegangen. Zwar hat man ihm die Anerkennung als politischer Häftling versagt, als er 1956 aus achtjähriger Haft in Bautzen entlassen wurde, doch hätte er wohl kaum zu träumen gewagt, dass er nur vier Jahre später glücklich verheirateter Dorfschullehrer mit Haus und Garten sein würde. Kempowskis »Sockeltagebuch« aus den Jahren 1956 bis 1970 gibt im Briefwechsel mit dem damaligen Rowohlt-Lektor Fritz J. Raddatz nicht nur Einblicke in die mühsamen Anfänge seiner Schriftstellerei, sondern zeigt auch die erstaunlich großzügige Bildungsförderung der alten Bundesrepublik, die bildungswilligen Späteinsteigern wie Kempowski einen qualifizierten Berufseinstieg ermöglichte. Verglichen mit den prekären Lebens- und Arbeitsverhältnissen und Aussichten heutiger Studenten erscheinen die 50er Jahre hier tatsächlich golden.

### **Politik, Bohème und Lebensreform**

Einen solchen Berufseinstieg hat der Anarchist Erich Mühsam erfolgreich vermieden. Der Lübecker Apothekersohn, der sich um sein Judentum wenig scherte, war ein Zeitgenosse Franz Kafkas. Seine von 1910 bis 1924 reichenden und bislang bis ins Jahr 1915 veröffentlichten Tagebücher wirken bisweilen auch wie ein endloser Brief an den Vater. Der geizte mit Unterstützungszahlungen und Ermunterungen und zögerte den Erbfall aus Sicht des Sohnes ungemessen lange hinaus. Zu Thomas und Heinrich Mann und »dessen Unglück von Eheweib« gesellte sich damals in München ein dritter Lübecker Bürgersohn hinzu, der mit Künstlertum und Bohème kokettierte und die freien Sitten genoss.

Ernst Jünger hat den »alten Anarchisten Mühsam, der eine kindliche Neigung zu mir gefaßt hatte«, nach dessen Ermordung als einen »der besten und gutmütigsten

Menschen, denen ich begegnet bin«, bezeichnet. Bei aller Scharfsicht mutet Mühsams anarchistische Haltung oft kindlich an. Überhaupt wirken seine Tagebücher wie eine Einladung, die lebensreformerischen, politischen und ästhetischen Konzepte der im Kaiserreich Aufgewachsenen als Aufstand gegen die Welt der Väter zu lesen. Nachdem die das nötige Geld schon verdient hatten, mussten die Söhne nur noch die Welt besser machen: »Wirkliche Trägheit gebe es nicht«, dozierte Mühsam da im Juli 1912 »über unsere Haltung zur Arbeitsscheu« vor einem staunenden Publikum, zu dem auch junge Sozialdemokraten gehörten – »daß sich viele und die charaktervollsten Menschen nicht in Lohn zur Arbeit verdingen wollten, sei eben ein Beweis für die Unsinnigkeit der kapitalistischen Gesellschaftsordnung«.

Politik, Bohème und Lebensreform gehen hier fließend ineinander über, soziale Milieus ebenso. Etwa wenn Mühsam einen Sieg des Generals Auffenberg in Galizien am 5. September 1914 mit den Worten kommentiert: »Es ist derselbe Auffenberg, der oft ins Stefanie an den Schachtisch kam. Das hat keiner von uns dort gedacht, daß hinter diesem unscheinbaren Mann ein ›großer Heerführer‹ steckt!« Wo am Schachtisch und auf dem Schlachtfeld noch dieselben Zeitgenossen auftraten, erscheint Mühsams Denken weniger utopisch als heute.

### **Chronik des bürgerlichen Zeitalters**

Für Ferdinand Beneke sah die Sache umgekehrt aus. Sein Vater hatte das Familienvermögen verloren. Der Sohn wollte den Eltern ein sorgenfreies Alter ermöglichen. So kam er 1796 als Anwalt ins republikanische Hamburg: »Je näher wir segelten, desto höher schwellten bange Ahnungen mein Herz, welch ein Anblick, – als wir die zahllosen Schiffreihen vorbeifuhren, das Gewimmel dieser kosmopolitischen Wasserstadt ansehen.« Auf deren republikani-

schem Boden hat er sein schon 1792 begonnenes Tagebuch bis zu seinem Tod im Jahre 1848 fortgeschrieben und durch Briefe und Dokumente ergänzte.

Mit der Edition dieses gewaltigen Fundus ist ein ganzes Forscherteam beschäftigt, dessen Arbeit man in der Ersten Abteilung der auf rund 20 Bände angelegten Buchausgabe und im Internet verfolgen kann. Als Anwalt, Armenfürsorger und Gast in den Häusern und Institutionen des hanseatischen Bürgertums liefert schon der junge Beneke wertvollste Einsichten in den sozialen, politischen und ökonomischen Alltag der Hansestadt. Tausende von Namen bieten künftigen Biografien wichtige Belegstellen, und immer wieder korrigieren Benekes Notizen gängige Vorstellungen über die sozialen Beziehungen im 18. und 19. Jahrhundert. Hamburg erscheint hier weit offener und liberaler als es das Klischee vom standesbewussten, steifen Hanseaten vermuten ließe.

Auch wenn die Beneke-Tagebücher einen gewichtigen Meilenstein bilden, der der Erforschung des bürgerlichen Zeitalters ein weites, neues Terrain erschließt, lohnt es sich, manche frühere Abschnitte auch als leichthändige Aufzeichnungen eines jungen Mannes zu goutieren, der etwa nach einem Ballbesuch 1797 festhält: »Madam Larouvière, eine interessante, junge u. hübsche Emigrantin. Ihren Mann, den sie wirklich hat, der auch da war, bemerke ich jedoch nicht mit.« Stehen die hübsche Madam und ihr unbemerkter Gatte für den republikanischen und weltoffenen Geist der Hansestadt, so sind hier deren spätere Stadteile wie Eppendorf, Harvestehude, Eimsbüttel noch eigenständige Dörfer, die man zu Pferde oder zu Wasser erreicht: »Der Mond goß einen zitternden Lichtstrom über die Wasserfläche«, notiert Beneke einen Abend im späteren »Elbvorort« Nienstedten: »Wir nahmen den Mond zum Gegenstand, u. beobachteten (mit schönen astronom. Apparaturen) seine Flecken, seine Meere, seine Grabhügel,

und recitirten Jean Pauls ›Rede des todten Christus v. Weltgeb: herab, daß – kein Gott sey!«

Während Mühsams und Benekes Tagebüchern umfangreiche und auch im Internet hervorragend dargestellte Editionen zugrunde liegen, handelt es sich bei den publizierten Aufzeichnungen Kempowskis und Franz Ferdinands um Auswahlen, die die Herausgeber Dirk Hempel beziehungsweise Frank Gebert getroffen haben. Im Falle Franz Ferdinands umfasst das nur ein Fünftel der Reisenotizen. Die Tagebucheinträge Kempowskis wurden hingegen aus Briefen sowie durch Anmerkungen des Autors ergänzt. Vielen wird das genügen, doch liegt der Wert von Tagebüchern gerade auch in dem, was deren Verfasser selbst aus wachsendem Abstand heraus für unerheblich hielten. Wer den manischen Eifer verfolgt, mit dem Walter Kempowski seit 1956 jeden Fetzen seiner zersprengten Familiengeschichte für die »Deutsche Chronik« zusammentrug, wird Kürzungen ebenso skeptisch gegenüberstehen wie seinem Versuch, im *Echolot* Auszüge aus hunderten fremder Diarien zum historischen Patchwork zusammenzufügen. Geht es beim Lesen von Tagebüchern doch nicht um große Überblicke oder jene Schlagfertigkeit, die man zehn Minuten hinterher gewinnt, sondern um eine Rückschau, bei der das Denken wieder in jene noch ungeordnete Wirklichkeit ausfranst, unter deren Einfluss es einst erste Konturen und sprachlichen Ausdruck gewonnen hat. So ist es besonders begrüßenswert, dass Mühsams Tagebücher im Internet auch als Faksimiles der Originalhandschriften einsehbar sind, während die Herausgeber der Beneke-Tagebücher deren komplexere Struktur und Eigenarten mit ihren zahllosen Querverweisen auf beigefügte Dokumente mit hohem typografischen und kommentatorischen Aufwand erschließen. Über alle editorischen Fragen, über Standes- und Epochengrenzen hinweg aber sind die hier vorgestellten Tagebücher bemerkenswerte

Beispiele für das Bemühen ihrer Verfasser, die Welt und darin auch sich selbst zur Sprache zu bringen.

*Ferdinand Beneke: Die Tagebücher. Erste Abteilung: 1792 bis 1801. Wallstein, Göttingen 2012, 2.672 S., 98,00 €.* <http://www.ferdinand-beneke.de/index.htm>. – *Walter Kempowski: Wenn das man gut geht. Aufzeichnungen 1957 bis 1970. Knaus, München 2012, 624 S., 29,99 €.* – *Franz Ferdinand von*

*Österreich-Este: Die Eingeborenen machten keinen besonders günstigen Eindruck. Tagebuch meiner Reise um die Erde 1892-1893. Kremayr & Scheriau, Wien 2013, 286 S., 24,00 €.* – *Erich Mühsam: Tagebücher 1910-1924. 15 Bände. Verbrecher Verlag, Berlin. Bisher erschienen: Band 1 (1910-1911), Band 2 (1911-1912, Band 3 (1912-1914), jeweils 28,00 €.* <http://www.muehsam-tagebuch.de/tb/index.php>. ■

Helga Grebing

## Aus der Geschichte lernen?

Helga Grebing

(\* 1930) ist emeritierte Professorin, Mitglied der Historischen Kommission der SPD und Publizistin. In 2012 erschienen: *Arbeiterbewegung in Berlin. Der historische Reiseführer* (zus. mit Siegfried Heimann) und: *Freiheit, die ich meinte: Erinnerungen an Berlin*.

grebing.helga@t-online.de



**F**ast endlos und zugleich bunt gestylt in allen Formen des modernen Marketings erscheint das Bemühen der Sozialdemokraten, sich selbst und möglichst viele andere darauf aufmerksam zu machen, dass die Partei im Jahre 2013 150 Jahre alt wird: Sonderbriefmarke, Ausstellungen, Reiseführer, Reiseangebote, Bildbände, festliche Veranstaltungen, eine Sonderausgabe der Parteizeitung, ein Kalender und vieles mehr, was in den Parteigliederungen bereits entstanden ist und noch entstehen wird, und nicht zuletzt Bücher, Bücher und nochmals Bücher – wie für einen Wettbewerb.

Sicher ist Stolz der Motor für so viel Umtriebigkeit: 150 Jahre lebendig – das kann keine andere Partei in unserer Republik von sich sagen! Genau genommen wäre die SPD ja noch älter, ließe man ihre Geschichte, was gut begründet werden könnte, 1848 beginnen. Was kann eine Partei

aber mit so viel Geschichte anfangen? Unbestritten ist, dass man mit ihr Orientierung gewinnen und Identität herstellen kann, und beides gehört dazu, wenn man wissen will, wer man ist und wohin man will. Geschichte hat also eine Schlüsselrolle, ja, aber es war Willy Brandt, der darauf aufmerksam machte: »Man muss eine Vergangenheit *haben*, um aus dieser Vergangenheit *lernen* zu können.«

Aber wie macht man das: lernen (und lehren) und nicht etwa nur Geschichte ausbeuten zu vorgegebenen Zwecken, die am besten verborgen bleiben sollen? Man muss einen normativ eingestellten Kompass besitzen. Für Sozialdemokraten bilden diesen ihre Grundwerte. Sozialdemokraten müssen sich nicht von vornherein durch ungezügelter Wut, erfolgssüchtigen Aktionismus, beinahe besinnungsloses Durchstarten zu einer »transparenten Gesellschaft« auf Touren bringen lassen. Sie haben die Möglichkeit, sich von ihrer normativen Basis aus auf ihre Geschichte einzulassen, können Fehler wie Erfolge und Leistungen ebenfalls erkennen und diese Erkenntnis so nutzen, wie es Willy Brandt sah: »Richtig verstehen wir uns nur in geschichtlichen Zusammenhängen, und ihre Kenntnis wird uns davor bewahren, Fehler der Vergangenheit zu wiederholen.«